

IRENE
DISCHE

Zum
Lügen
ist es
nie zu
spät

Gesammelte
Erzählungen

Hoffmann und Campe



vor Freude. Manchmal bewunderte sie ihn immer noch.

Die Bilder mit den Autogrammen waren inzwischen einiges wert. Im Osten wurden sie von einem zum anderen weiterverkauft, aber im Laufe der Jahre wanderten sie alle hinüber in den Westen, in die Sammlungen der Spezialisten und in die Auktionshäuser, wo man Preise für sie zahlte, wie antike Gewehre sie nie erzielt hätten.

Aus dem amerikanischen Englisch von Reinhard Kaiser

Das Geschenk

Die Putzfrau der besseren linken Haushalte, meine einzige Freundin Linda Fitzner, war wütend über das rosa Deodorant. Sie sagte, das sei die billige Marke, die die Polen kauften, und der Geruch sei widerwärtig. Ich erklärte ihr, ich hätte gar nicht die Absicht, dieses Deodorant zu benutzen. Ich hielt dem von Lagerfeld die Treue, das Linda, die aus Ostberlin kam, sich gar nicht leisten konnte. Aber sie schimpfte weiter. »Treibgas! – Sie tragen zur Zerstörung unserer Umwelt bei. Sie sind genauso schlimm wie unsere frühere Regierung.« Ich nahm das Deodorant aus dem Regal in der Ladentoilette und stellte es als eine Art Ikone auf meinen Schreibtisch. Lindas drahtiger Körper schüttelte sich jedes Mal, wenn sie es abstauben musste. »Schlechter Geschmack und Luxus sind keine Laster, die aus Deutschland stammen«, beschwerte sie sich. »Die Polen riechen alle so. Endlich ist es so weit, dass man laut und deutlich sagen kann: Wir Deutschen mögen so was nicht.« Sie zeigte auf das rosa Etikett: »dezent-frisch: tropengetestet«. Ich erklärte ihr nicht, was es für mich bedeutete.

Meine Putzfrau verdankt ihren Namen einem Vater, der bis Mitte der vierziger Jahre ein berühmter Maler war. Aber Linda hat deshalb keine Sympathien für die Nazis. Im Gegenteil, sie wirft ihnen vor, sie hätten alles kaputt gemacht und durcheinandergebracht und Deutschland in eine kulturelle Tiefebene verwandelt, in die jede Flutwelle hineinspülen und ihren Müll abladen kann, zum Beispiel diese Treibgasdose. Mein Laden ist für sie der Inbegriff allen Übels: italienische Designermöbel. »Widerlich, diese Multikultur. Kartoffeln mit Speck sind mir lieber!« Ich finde ihre Haltung erfrischend. Die meisten Leute kommen in meinen Laden, wie man eine Kirche betritt, sie wissen, das, was ihnen dort dargebracht wird, geht über ihren Verstand, aber sie glauben trotzdem daran, vor allem weil es etwas kostet. Ich muss hinzufügen, dass seit dem 9. November nicht mehr sehr viele Leute in meinen Laden kommen, weil die Geschäfte in der Nachbarschaft alle zugemacht und sich an ihrer Stelle allerlei zwielichtige

Klitschen etabliert haben, die billige Elektronikartikel an Polen verkaufen. Seither meiden meine Kunden aus Grunewald und Zehlendorf diese Gegend. So habe ich den ganzen Tag wenig zu tun, sitze im Hinterzimmer über meinen Schreibtisch gebeugt, esse Plätzchen und blättere in Prospekten oder Zeitschriften. Jetzt ist Linda für mich erst recht unentbehrlich – wegen der Krümel und der Zeitungsstapel, die weggeschafft werden müssen, und natürlich wegen der Gesellschaft.

Den Laden habe ich geschenkt bekommen, er war von meinem Mann als Lebenshilfe gedacht, als er die Scheidung wollte, und das Bankkonto läuft noch immer auf seinen Namen. Er vertraut mir, denn er meint, zur Unredlichkeit fehle mir die Phantasie. »Sinn für Ästhetik hast du auch nicht«, beklagte er sich. »Nicht mal, was dich selbst angeht! Deine gute Figur hast du dir völlig weggegessen! Ich finde, du musst erst mal lernen, was schön ist, und dazu musst du dir die schönen Formen schlanker italienischer Möbel ansehen.« Nicht, dass mir selbst zu den Möbeln nichts eingefallen wäre, aber ich stellte sie doch so auf, wie ich es in den Zeitschriften sah: die Lampen mit gebrochenen Hälsen und Nadelköpfen, mesomorphe Sofas, chromäugige Kommoden. Ich zog mich passend dazu an, Jacken mit rasiermesserscharfen Schulterkanten und hängenden Brusttaschen. Ich lernte, fast nichts zu sagen, leise zu sprechen und dabei ein völlig regloses Gesicht zu machen, sodass meine Kunden glaubten, ich hegte sehr unterschiedene Ansichten in der Frage, was ästhetisch richtig und was falsch sei. In Wirklichkeit hegte ich sie nicht. Das Gehege war leer, denn der Eingang war blockiert. Dann kam das Deodorant.

In Wahrheit war es ein Geschenk, das ich Linda selbst zu verdanken habe. Die arme Linda hat keine Zeit für Besorgungen, nicht einmal um sich eine neue Umweltkarte für die U-Bahn zu kaufen, und so bat ich sie eines Tages, sie möge mich das erledigen lassen. Ich habe sonst kaum Vorwände, mal irgendwohin zu gehen, meine Möbelboutique liegt im Erdgeschoss des Hauses, in dem ich wohne, meine Vorräte und meine Kleider bestelle ich mir aus einem Katalog. An diesem Tag waren keine Kunden da, und Linda erklärte sich bereit, nach dem Laden zu sehen, während ich zur U-Bahn-Station ging. Zuerst faszinierte mich die Szenerie, dann hörte ich in der Schlange hinter mir eine aufgeregte Männerstimme. Sie gehörte einem Russen, der sich verirrt hatte und wissen wollte, wie man zum Flughafen kam. In den Ohren der anderen Leute klang sein Akzent offenbar abstoßend,

denn sie ignorierten ihn. Und alle hatten es ungeheuer eilig, auch in dieser langen Schlange, in der sie sich wie Gefangene vorkamen. Der Russe hatte sehr unregelmäßige Züge: chaotisches Gebiss, Hängebacken, runder Bauch, krumme Schultern, ein Hemd mit Blumenmuster. Er gestikulierte: Flugzeug, Moskau, fünf Uhr. Er trug eine schwere Plastiktüte mit schepperndem Inhalt und einen Plastikkoffer. »Ich werde Ihnen helfen«, versprach ich, erstaunt, wie laut meine Stimme sein konnte. Ich kaufte ihm eine Fahrkarte und zog Erkundigungen für ihn ein. Dann wanderten wir im Bahnhof umher, bis wir seinen Zug gefunden hatten. Der Russe war so dankbar, dass er etwas auf Russisch murmelte, in seine Plastiktüte griff und das Deodorant herauszog. Ich lehnte natürlich ab. Zuletzt stopfte er es mir in eine von meinen Brusttaschen und rannte davon.

Nachdem sich Linda immer wieder über das Treibgas auf meinem Schreibtisch beklagt hatte, stellte ich es ins Schaufenster, auf den Tisch von Lampugnani. Schon nach wenigen Minuten kam der erste Pole herein, um zu sehen, was ich sonst noch hätte, und wir plauderten. Etwas später kam eine russische Familie und dann eine ganze Busladung Polen. Jetzt ist es richtig nett in meinem überfüllten Laden. Ich habe mir bei einem Drogeriegroßhändler allerlei besorgt, damit ich den Leuten auch wirklich etwas verkaufen kann. Linda hat gekündigt, aber das Deodorant werde ich für immer behalten.

Aus dem amerikanischen Englisch von Reinhard Kaiser

Belfaster Vermutung

Heather wusste, dass der Job mit Arbeit verbunden war. Das irische Au-pair-Mädchen wappnete sich dagegen mit einem grellbunten, engen Outfit, das bei jeder Bewegung in den Nähten krachte. Sie begleitete ihre deutschen Arbeitgeber in die Ferien – »bei St. Moritz«. Für ihr Make-up hatte sie einen extra Koffer gepackt, und in letzter Minute quetschte sie noch ihre glänzenden schwarzen Pumps in die Reisetasche; sie malte sich aus, wie sie mit ihnen auf den Tanzböden herumballern würde. Das Telefon klingelte. Eric, ein Freund, dem sie vor kurzem den Laufpass gegeben hatte, als sie die Stelle in Berlin annahm, rief aus Belfast an und ermahnte sie: »Wenn die Schweizer Jungs planschen wollen, dann Sorge dafür, dass sie ihre Gummistiefel anziehen.« Er fügte noch hinzu: »Übrigens, mein Chef auf dem Parkplatz hat mir eine Woche freigegeben. Ich fliege morgen nach Miami. Gib mir deine Telefonnummer da unten, dann rufe ich dich vom Hotel aus an.«

Heather merkte, dass er sich rächen wollte. Sogar in Belfast hatte sich herumgesprochen, dass St. Moritz ein Städtchen war, wo es hoch herging. Eric tat so, als wäre ihm gleichgültig, was seine schmale, blasse Freundin dort trieb; er hatte nie gelernt, seine Gefühle zu verbergen, und jetzt würde er all seine Ersparnisse darauf verschwenden, sie in Miami zu übertrumpfen. »St. Moritz ist viel teurer als Miami«, sagte Heather. »Du könntest es dir nicht mal leisten, es dir vorzustellen.« Sie knallte den Hörer auf und hätte ihm am liebsten noch einmal den Laufpass gegeben, und dann gleich noch mal. Schon am ersten Ferientag fiel Heather die Ermahnung ihres Freundes wieder ein, und nun überkam sie jene majestätische Erbitterung, die sie angesichts von Langeweile immer empfand. Ihre Arbeitgeber hatten vollkommen altmodische Vorstellungen von Erholung. Für sie besaß die Bergwelt um St. Moritz geradezu magische Heilkräfte, und sie schnappten nach Alpenluft wie nach einem Medikament. Ausgiebig tummelten sie sich in der eiskalten, durchweg steil bergauf führenden